

Erkenntnisse aus Erfahrungen mit Taub-Blinden

Von Georg Sigmund, Fulda

Zur Analyse des Lebensgeschehens bei Pflanze und Tier hat sich seit knapp hundert Jahren das Experiment in Form künstlich gesetzter Substanzverminderung, Substanzvermehrung, Substanzaustauschs und Substanzumordnung als grundlegendes Erkenntnismittel erwiesen. Zur Erforschung des menschlichen Lebens kann dieses Mittel freilich nicht aus Forschungsgründen eingesetzt werden. Doch brauchen wir keineswegs gänzlich auf die Vorteile dieser Methode zu verzichten. Denn einmal ist der Arzt in gewissen Notlagen gezwungen, Eingriffe in die Substanz des Lebens vorzunehmen, was deren Folgen zu beobachten ermöglicht. Bedeutende Chirurgen haben die Aufgabe einer solchen Auswertung gesichtet. Dies tut etwa R. Leriche, welchen G. v. Bergmann „den bedeutendsten lebenden Chirurgen Frankreichs“ nennt¹. Freilich — so weiß Leriche — hindert zur Zeit noch die Entfremdung der Chirurgie von der Philosophie die Inangriffnahme der von ihm bezeichneten Aufgabe. Für den Chirurgen als den Mann der Tat scheint Philosophieren eine recht wertlose Angelegenheit zu sein. Die philosophische Aufarbeitung medizinischer Ergebnisse hat den schmalen Pfad zu finden zwischen einer grundsätzlichen Ablehnung der Philosophie überhaupt und der Versandung in Teilanalysen, die zwar zunächst nötig sind, aber — wenn man bei ihnen stehenbleibt — die Probleme meist mehr verdunkeln als erhellen. In betontem Gegensatz zur Mehrzahl der Chirurgen, denen es nur darum geht, die Spielregeln des Handwerks zu beherrschen, hält es Leriche mit seinem großen Meister Cl. Bernard, dem es um echtes Verstehen der Zusammenhänge ging. Ausdrücklich nennt Leriche den ersten Teil seiner „Philosophie der Chirurgie“² „Die Chirurgie als Disziplin der Lehre vom Menschen“.

Nicht nur die Chirurgie nimmt Ausschaltungsexperimente vor; die Natur selbst ist es, welche gelegentlich mit dem Menschen recht grausame Versuche macht, ihm von vornherein eines oder mehrere seiner Organe verweigert oder es durch Krankheit zu Defekten kommen läßt. Eine sorgfältige Beobachtung solcher Fälle kann uns das gleiche wie experimentelle Eingriffe lehren.

Experimentieren heißt die Natur befragen. Nur dann können wir auf unseren Eingriff eine Antwort erwarten, wenn die Frage einsinnig

¹ G. v. Bergmann, Rückschau. Geschehen und Erleben auf meiner Lebensbühne, München 1953, 195.

² R. Leriche, Philosophie der Chirurgie, Zürich 1954.

gestellt und die Natur zu einer alternativen Entscheidung gezwungen wird. Nun liegt bereits seit Jahrhunderten eine im Weltanschauungskampf um das Wesen des Menschen formulierte Frage vor, welche lange auf eine Entscheidung durch ein Naturexperiment hat warten müssen. Als endlich die Natur Fälle bot, welche die Antwort auf die Frage enthielten, schien die Frage Opfer menschlicher Vergeßlichkeit geworden zu sein, so daß das Erheben der Antwort zu bewußter Einsicht fast ganz unterblieb.

Seit dem französischen Aufklärer Lamettrie³ hat der sogenannte Sensualismus eine bestimmte Auffassung vom Wesen des Menschen herausgebildet, für die bereits Lamettrie selbst als *experimentum crucis* einen Versuch von der Natur forderte. Zunächst noch vorsichtig, leugnete Lamettrie später immer radikaler die Eigenständigkeit des menschlichen Geistes und stellte die sensualistische These auf, daß mit der Mehrung der Sinneseindrücke eine Mehrung der geistigen Ideen Hand in Hand gehe, da zwischen ihnen kein wesentlicher Unterschied bestehe, geistige Ideen lediglich direkte Folgewirkung der Sinnesempfindungen seien. Die Entwicklung eines in der Natur vorgegebenen Geistes von innen heraus kennt Lamettrie nicht. Nach ihm hängt seelisches Leben in jeder Hinsicht von den Organen des Leibes ab, mit denen sich die „Seele“ bildet, wächst und abnimmt. Darum streitet er auch jeden Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch ab. Er rechnet damit, daß es einmal gelingen werde, Affen zum Sprechen zu bringen und damit wenigstens einen Teil der Tierwelt in die menschliche Bildung einzubeziehen. Schon — meint er — kennen Tiere Gut und Böse; doch noch sind Affen wie Taubstumme, deren Ohr für die menschliche Sprache nicht geöffnet ist. Eine durchaus folgerichtige Konsequenz dieser sensualistischen Auffassung stellt die Behauptung dar, daß ein Mensch, dem die Natur beide höheren Sinne verweigert, notwendig ohne alles begriffliche Denken und ohne religiöse Vorstellungen bleiben müsse. Besteht das Besondere des menschlichen Seelenlebens tatsächlich nur in einer Weiterdifferenzierung seiner Sinnesempfindungen und in einer Komplexion der Sinnesvorstellungen vor allem seiner beiden Haupt-Sinne, Gesicht und Gehör, die bezeichnenderweise die Bezeichnung „höhere Sinne“ führen, so muß der Ausfall der beiden „höheren Sinnesorgane“ zur notwendigen Folge haben, daß ein Taub-

³ (Lamettrie) *Histoire naturelle de l'âme*. Traduite de l'Anglois de M. Charp. Par feu M. H. de l'Académie des Sciences. A La Haye 1745, 344 Histoires qui confirment que toutes les idées viennent des sens. 392: 1^o Point d'éducation, point d'idées; — 2^o Point de sens, point d'idées; — 3^o Moins on a de sens, moins on a d'idées. Le sourd-muet de naissance, qui a des yeux, a plus d'idées et plus d'avantage pour en acquérir, qu'un sourd-muet et aveugle . . . 393: s'ils manquent tous, le moyen de n'être pas un parfait automate, bien au-dessous par conséquent de la condition des animaux.

blinder ein rein animalisches Leben führt. Diese Konsequenz einer sensualistischen These ist nicht abzustreiten.

Wir finden sie bei Diderot in seinen Briefen über Blinde und Taubstumme klar ausgesprochen. Nach ihm muß der menschliche Kontakt zwischen den Vollsinnigen und den Fehlsinnigen völlig unterbrochen sein. Die Unglücklichen müssen im Zustand der Imbezillität verbleiben. Jedenfalls hält er die Erforschung solcher Fehlsinnigkeit der Anstrengungen eines Newton, Descartes, Locke und Leibniz nicht für unwürdig⁴.

Anderthalb Jahrhunderte bevor man Gelegenheit dazu fand, die Erziehung eines Taub-Blinden zu versuchen, machte man sich bereits Gedanken über die Methoden, die dabei einzuhalten sein würden⁵. Im Jahre 1774 legte der Begründer des Taubstummenunterrichts, Abbé de l'Épée, sich auf eine große Erfahrung stützend, der Öffentlichkeit das Anerbieten vor, die Erziehung eines taubstummen Kindes, das zudem blind geworden sei, zu versuchen. Ihm schwebte der Plan vor, durch Darreichung erhabener Buchstaben die Assoziation von Worten mit betasteten Dingen zu erzielen, was den Taub-Blinden dazu anregen sollte, darin symbolische Zeichen für die Dinge zu erkennen und somit eine Tastsprache zu erlernen. Freilich war er sich, wie wir aus den Ausführungen seines Schülers Abbé Sicard wissen, des Wagnisses eines solchen Versuches bewußt; die bange Frage, ob eine Verständigung über die festgelegten Symbole zu erreichen sein würde, konnte erst der Versuch selbst beantworten⁶. Das Anerbieten von Abbé de l'Épée blieb zu seiner Zeit ohne Antwort. Wir wissen heute, daß die von Abbé de l'Épée geplante Methode einmal eine wichtige Stufe, und zwar die Gebärdensprache, überspringt, weiterhin kennen wir die Tatsache, daß es tatsächlich bis heute in einer leider recht großen Zahl nicht gelingt, die Brücke menschlichen Kontaktes zu schlagen und die geistige Weckung von Taub-Blinden zu erreichen.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts lernte der schottische Philosoph Dugald-Stewart einen jungen Taubstummen, der zugleich blind war, kennen. Sein ganzes Verhalten deutete auf Bildungsfähigkeit hin. Offensichtlich hatte der Taub-Blinde persönlichen Kontakt mit seinen Mitmenschen, lächelte er doch dieselben an. Lächeln, das dem Vernunftlosen verweigert ist, nennt Milton ein Zeichen der Vernunft. In einer Denkschrift an die königliche Akademie von Edinburg wies Dugald-Stewart 1812 auf den Taub-Blinden hin. Er klagte darüber, daß man

⁴ Diderot-Zitate bei: L. Arnould, Ames en prison. L'École des Sourdes-Muettes-Aveugles, 36. éd., 1948, 124 129.

⁵ Vgl. E. J. Waterhouse, Introductory Remarks, in: Conference of Educators of Deaf-Blind-Children, Watertown, Mass. 1953 (Perkins Publications No. 16, 1954) 13.

⁶ Sicard, Cours d'instruction d'un sourd-muet (préface), 1800 (nach: Duilhé de Saint-Projet — Braig, Apologie des Christentums, 1889, 462 668).

eine kostbare Gelegenheit, die Naturgeschichte des Menschengestes zu studieren, ungenützt vorbeigehen lasse⁷.

Die Geschichte erfolgreicher Erziehung Taub-Blinder beginnt mit dem Jahre 1837. In diesem Jahre kam die achtjährige Laura Bridgman, die seit Beginn ihres dritten Lebensjahres taub-blind war, in das Perkins-Institut in USA.

Mit großer Begeisterung widmete sich der Leiter dieses Institutes, Dr. Howe, selbst der Erziehung von Laura. Sein erster Versuch, die Schriftsprache in erhabenen Pappzeichen zur Spracherziehung zu verwenden, erwies sich bald als zu schwierig, weshalb er die erste Methode durch das Fingeralphabet ersetzte. Howe berichtet selbst: „Während sie bei den ersten Lektionen etwa wie ein gelehriger Hund geduldig nachahmte, was der Lehrer tat, begann jetzt der Verstand zu wirken. Sie mochte wohl begreifen, daß hier ein Mittel gefunden sei, ein Zeichen zu geben von allem, was in ihrem Geiste vorging, und dieses Zeichen einem anderen Geiste mitzuteilen, und plötzlich zeigte ihr Gesicht einen wahrhaft menschlichen Ausdruck. Jetzt war es kein Hund oder Papagei mehr: es war ein unsterblicher Geist, der begierig nach dem Bande griff, das ihn mit anderen Geistern vereinigte. Ich könnte fast den Moment bezeichnen, wo diese Wahrheit ihrem Geiste aufging und Licht über ihr Antlitz verbreitete⁸. Als Laura den Gedanken erfaßt hatte, daß man jedes Ding mit einem Namen bezeichnen könne, brannte sie darauf, von allen Dingen ihrer kleinen Welt die Namen zu erfahren. Langsam lernte sie es, sich durch das Fingeralphabet zu verständigen, Blindenschrift zu lesen, Briefe zu schreiben, zu rechnen und Handarbeiten anzufertigen. Wenn sie allein war, hielt sie ganze Monologe in der Fingersprache, selbst im Traume redete sie mit den Fingern, doch so schnell, daß es nicht möglich war, sie zu verstehen. Durch flüchtige Berührungen erkannte sie jede Person, die sie einmal kennengelernt hatte, wieder, erriet durch Betasten des Gesichtes ihre Stimmung. Legte sie die Hand auf den Hals von Sprechenden, so vermochte sie Stimmen nachzuahmen, Lautstärke und Klangfarbe der Stimme anzugeben. Ihr Sinn erschloß sich auch religiösen Wahrheiten. Doch blieb sie emotional und sozial an ihre Lehrer und die Personen der Anstalt gebunden, daß ein Versuch, sie heimzusenden, mißlang. Sie erkrankte und mußte in die Anstalt zurückkehren, wo sie bis zu ihrem Tode im Alter von 60 Jahren verblieb. Bei einer anderen Taub-Blinden gelang es Dr. Howe nicht, die persönliche Verbindung herzustellen und sie geistig zu wecken.

Soviel ergab sich bereits aus der Beobachtung der ersten geglückten Erziehung, daß der Mensch zur geistigen Weckung bis zur Höhe eines echt menschlichen Lebens nicht unbedingt auf die Tätigkeit der höheren Sinne und die Lautsprache angewiesen ist, sondern bereits der Tastsinn die Basis bilden kann, auf der sich volles begriffliches Denken entfaltet. Noch blieb das Leben Laura Bridgmans in den engen Rahmen eines Anstaltslebens beschlossen. Weit über diesen Rahmen hinaus schritt die geistige Weckung eines anderen taub-blinden Kindes: Helen Keller.

⁷ Nach Duilhé-Braig, a. a. O. 462 ff. u. 669.

⁸ Nach W. Jerusalem, Laura Bridgman, Erziehung einer Taubstumm-Blinden. Eine psychologische Studie, Wien 1891, 18 — In den Vorbemerkungen zu dieser Schrift sagt Jerusalem, daß er darin „eine Darstellung des grausamen, aber lehrreichen Experimentes, welches die Natur an der am 24. Mai 1889 in ihrem sechzigsten Lebensjahre in Boston verstorbenen Laura Bridgman angestellt hat“, geben will.

Die von ihr selbst geschriebene Lebens-Geschichte gehört zu den meistgelesenen Büchern des ersten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts. Das ist durchaus verständlich; denn mit sicherer Sprachbeherrschung entrollt sich hier das Bild ihres außergewöhnlichen Lebens. Aus dem Gefängnis einer absoluten Stille und Finsternis ohne Farbe und Form, ohne Licht und Schatten, ohne Sprachlaut und Gesang, worin der Geist verschlossen war, ist dieser Mensch zwar nicht einfach entkommen, aber über die Brücke der Restsinne so weit menschlich geweckt worden, daß er von Leben und Welt mehr als viele Vollsinnige kennt. Helen Keller hat sich eine Bildung feinsinniger Geisteskultur, edler Genußfreudigkeit und Verständnisfähigkeit angeeignet, die keinem „Normalen“ nachsteht. Als Helferin der Blinden und Taubstummen, vor allem soweit sie Opfer des letzten Krieges sind, hat sie eine weltweite Tätigkeit entfaltet.

Leider ist das Interesse des lesenden Publikums auf das Außerordentliche ihrer Persönlichkeit und ihres Lebensganges beschränkt geblieben. Nur kurze Zeit zeigte sich die wissenschaftliche Psychologie an den Fehlsinnigen interessiert, denen die Pforten der beiden höheren Sinne verschlossen waren. Vor allem war die eigentliche Frage, um die es in der sensualistischen These gegangen war, der Vergessenheit anheimgefallen, weshalb eine Auswertung für eine wissenschaftliche Menschenkunde unterblieb.

Noch bleiben übrigens konsequenten Vertretern des Sensualismus bei den Fällen Bridgman und Keller skeptische Einwände möglich, denn beide Kinder verloren erst während ihrer Kindheit, im zweiten beziehungsweise dritten Lebensjahre, den Gebrauch der höheren Sinne. Vor dem Einbruch der Taub-Blindheit hatte Laura Bridgman bereits einige Worte geplappert und bis zum 8. Lebensjahre sogar einen schwachen Lichtschimmer besessen. Ebenso hatte auch Helen Keller, die offensichtlich ein sehr frühreifes Kind war, nach der verhängnisvollen Krankheit keineswegs alle schon vorher gelernten Worte gänzlich vergessen; sie sagte auch später noch *wa für water*, Wasser. Mithin kann für die Ausbildung ihres Geistes eine Mitwirkung früherer Gesichts- und Gehörsempfindungen nicht ausgeschlossen werden.

Erst um die Wende des 20. Jahrhunderts wurden Fälle bekannt, denen gegenüber die letzten skeptischen Ausflüchte gegenstandslos werden. In der französischen Taubstummenanstalt Larnay gelang es, selbst von Geburt an taube und blinde Kinder geistig zu wecken und zu einer überdurchschnittlichen Bildung zu führen. Bedauerlicherweise hat die gelehrte Welt bei uns diese Fälle kaum zur Kenntnis genommen, obwohl der französische Literaturhistoriker L. Arnould in seinem Buche „*Ames en prison*“, das im Laufe eines halben Jahrhunderts 36 Auflagen erlebt hat und von der französischen Akademie preisgekrönt worden ist, unermüdlich darauf hingewiesen hat⁹.

⁹ L. Arnould, *Ames en prison. L'École des Sourdes-Muettes-Aveugles*, 36^e éd., revue et corrigée. Préfaces de G. Picot et E. Lamy. Couronné par l'Académie française, 1948, Boivon & Cie.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas, dem Ursprungsland der Bemühungen um Taub-Blinde, ist das Perkins-Institut der Ort geblieben, von dem aus die Arbeit an Taub-Blinden in ganz USA großzügig organisiert wird. Im Jahre 1953 fand dort eine Konferenz von Erziehern Taub-Blinder statt. Der Konferenzbericht gibt einen guten Einblick in die Geschichte der Taub-Blinden-Erziehung, in den Umfang dieser Fehlsinnigkeit und die gegenwärtigen Bemühungen, Taub-Blinde zu erziehen¹⁰.

Grundlegend für die Auseinandersetzung mit der sensualistischen These ist die geistige Weckung von Marie Heurtin; denn bei dieser Taub-Blinden handelte es sich unfraglich um ererbte, völlige Taubheit und Blindheit.

Verständlich wird uns bei unserem heutigen Wissen um die Erbgelien das ererbte Übel durch den Umstand, daß die Eltern von Marie Heurtin Geschwisterkinder, die Großväter sogar Zwillinge waren. Durch diese nahe Blutsverwandtschaft der Erzeuger ist es bedingt, daß rezessive Erbschäden, die normalerweise durch ihre dominanten Gegenspieler überdeckt und damit latent bleiben, in ihrer verhängnisvollen Auswirkung rein zutage treten konnten. Von den Geschwistern Mariens kamen eines blind, ein weiteres taub zur Welt. 1901 wurde Marie eine Schwester geboren, die, wie sie selbst, taub und fast ganz blind war und ihr in die Anstalt nach Larnay folgte. Da es im elterlichen Hause niemand verstand, die schweren Fesseln ihres Geistes zu lösen, galt Marie bis zu ihrem zehnten Lebensjahre als völlig idiotisch. Weder eine Blindenanstalt noch eine Taubstummenanstalt wollte das Kind aufnehmen. Der Einweisung in eine Irrenanstalt entging es nur dadurch, daß die Eltern Kenntnis erhielten von der Taubstummen- und Blinden-Anstalt der Schwestern von Larnay, wo sich bereits ein Mädchen befand, das infolge der Kriegsschrecken von 1870 taubstummlind geworden war. Nach dieser Anstalt, wo die Schwestern des Ordens „de la Sagesse“ 250 Blinde und Taubstumme pflegten, wurde Marie Heurtin 1895 im Alter von zehn Jahren gebracht. In der ungewohnten Umgebung gebärdete sich das Kind zunächst zwei Monate hindurch wie rasend. Es betastete regelmäßig die Menschen, die sich ihm näherten. Sobald es eine Schwester an der Haube erkannte, bekam es derartige Wutanfälle, daß die in der Nachbarschaft wohnenden Arbeiter und Bauern Mißhandlungen argwöhnten.

Doch war das Benehmen des „monstre furieux“ (Arnould 40) nichts anderes als Zeichen des Heimwehs eines Kindes, das plötzlich aus der gewohnten Umgebung herausgerissen war, dann aber auch Zeichen der Entbehnung eines Geistes, der sich bereits regte und die Gefängnismauern, die ihn von der Umwelt trennten, durchstoßen wollte. Daß der Geist des Kindes bereits tätig war, ergibt sich aus einem Ergebnis, das Marie Heurtin später selbst zu berichten in der Lage war. Neunjährig, war sie eines Tages daheim allein damit beschäftigt, in der Nähe des Kamins Bohnen auszuhülsen, als sie bemerkte, daß ein Feuerfunke auf ihren Ärmel gefallen war. Schon roch sie den Brandgeruch. Blitzschnell kam ihr der Gedanke, um nicht zu verbrennen, sich ihrer Kleider zu entledigen und sich ins Bett zu legen. Dem alsbald hereintretenden Vater zeigte sie den angebrannten Ärmel. Das Kind reagierte also auf die Furcht vor dem Feuer weder mit panischer Flucht noch mit Geschrei, sondern durch eine sinnvoll überlegte Handlung, die es in dieser Weise das erstmal vollzog, wodurch sie sich tatsächlich aus der Gefahr befreite.

¹⁰ Conference of Educators of Deaf-Blind Children, Watertown, Mass., April 1953 (Perkins Publications No. 16, January 1954).

Bereits zwanzig Jahre vor der Aufnahme Marie Heurtins war im Jahre 1875 das achtjährige taub-blinde Mädchen Marthe Obrecht in die Anstalt von Larnay aufgenommen worden. Der Bericht ihrer Erzieherin, Schwester Sainte Médulle, über die Erziehung des Kindes zeigt, daß es einer klugen und verständnisvollen Erziehung durch die Methoden der Gebärdensprache, des Fingeralphabets und schließlich der Brailleschen Blindenschrift gelang, das Kind zu einem vollmenschlichen und religiösen Leben zu führen. Offensichtlich hatte die Erzieherin von Marie Heurtin ihre Erziehungsmethode von ihrer älteren Mitschwester Sainte Médulle gelernt.

Der Geduld von Schwester Ste. Marguerite gelang es, in persönlichen und geistigen Kontakt mit Marie Heurtin zu kommen. Sie hatte beobachtet, daß das Kind gern mit einem Taschenmesser, das es von Hause mitgebracht hatte, spielte. Dieses nahm ihm die Schwester weg und gab es ihm trotz allen Tobens erst zurück, nachdem sie wiederholt die Hände des Kindes aufeinandergelegt und mit ihnen jene Schneidewegung ausgeführt hatte, die in der Gebärdensprache der Taubstummen „Messer“ bedeutet. Bald führte das Mädchen von selbst diese Schneidewegung aus, wenn ihr das Messer genommen war und sie es ungeduldig zurückerwartete. Auf gleiche Weise verfuhr die Schwester mit anderen Gegenständen, welche das Mädchen begehrte. Auf diese Weise lernte Marie als erste Zeichensprache die Gebärdensprache, womit sie ihre wichtigsten Wünsche der Außenwelt mitteilen konnte. Damit schon ließ die bisherige Ungebärdigkeit nach. Die wachsende Anhänglichkeit an Schwester Marguerite erleichterte wesentlich den weiteren Unterricht.

Doch erwies sich auf die Dauer eine Zeichensprache, welche für jeden Gegenstand eine besondere Gebärde erforderte, als zu umständlich. Es mußte dem taubblinden Mädchen ein weiteres Zeichensystem gelehrt werden, das ähnlich wie unser Alphabet aus einer begrenzten Anzahl von Elementen besteht, die beliebig kombinierbar sind, und somit eine unendliche Fülle von Bezeichnungen ermöglicht. Hierfür bot sich als geeignetes Mittel die Fingersprache der Taubstummen an, welche die Buchstaben unseres Alphabets durch eine Reihe von verschiedenen Fingerstellungen wiedergibt. Während Taubstumme mit ihrem Gesicht die verschiedenen Fingerstellungen kennenlernen, war Marie darauf angewiesen, diese Zeichen vermittels des Lagegefühls des eigenen Körpers wie durch Betasten der Hände anderer zu erlernen. Mit wachsendem Eifer eignete sich das Kind die neue Brücke zur Umwelt an, deren Bedeutung sie rasch begriff.

Doch auch die Fingersprache ist noch ein schwerfälliges Verständigungsmittel, das beim Fortschreiten der geistigen Entwicklung wieder von einem neuen Verständigungssystem abgelöst werden muß. Während die beiden ersten „Sprachen“ vor allem dazu dienen, sich verständlich zu machen, hatte ein drittes System die vornehmliche Aufgabe, das „Lesen“ der in Zeichen objektivierten Gedanken anderer zu ermöglichen.

Das dritte Zeichensystem, welches Marie Heurtin erlernte, war das für Blinde bestimmte Braille-Alphabet, dessen einzelne Buchstaben sich aus erhabenen Punkten zusammensetzen, die der Blinde abtastet und dabei als bestimmte Buchstaben identifiziert. Die Tatsache, daß alle drei Zeichensysteme innerhalb eines einzigen Jahres erlernt wurden, beweist, daß dem vermeintlich idiotischen Kinde eine hohe Intelligenz eignete, welche freilich bei der doppelten Sinnessperre in der Ausbildung zurückgehalten war, doch längst auf Anregung zur Entfaltung wartete und darum rasch nachholte, was sonst in der normalen Entwicklung wesentlich langsamer vonstatten geht.

Trotz des absoluten Verschlusses beider höherer Sinne war Marie Heurtin durchaus in der Lage, abstrakte Begriffe zu bilden und, auf der schmalen Basis der Empfindungen der Restsinne aufbauend, sich eine Bildung anzueignen, die in mancher Hinsicht sogar das Maß des Normalen überschreitet. In jahrelangem Unterricht, der

sich auf Literatur, Geschichte, Geographie, Religion, insbesondere Kirchengeschichte erstreckte, erwarb sie sich vorzügliche Kenntnisse. Briefe, die Professor Arnould veröffentlicht, zeigen, daß sie ein gepflegtes Französisch fehlerfrei schreiben konnte. Auch als menschliche Persönlichkeit vermochte sie sich in einem beachtlichen Ausmaß zu entfalten. Vor allem erwies sie sich in religiöser Hinsicht sehr empfänglich und entwickelte ein sittliches Pflichtgefühl, so daß man ihr die Miterziehung anderer Fehlsinniger übertragen konnte. Mit der Familie von Professor Arnould verband sie eine echte Freundschaft, und es war für sie eine außergewöhnliche Freude, Taufpatin eines der Kinder dieser Familie werden zu dürfen. Freilich verblieb ihr Leben im Rahmen einer klösterlichen Anstalt. Sie hatte nicht das Glück, eine so geniale und hingebende Lehrerin, wie sie Helen Keller in Anne Sullivan besaß, ganz für sich allein zu erhalten und sich mit solcher Hilfe ein eigenes individuelles Leben aufzubauen, wie es Helen Keller vermochte. Doch beweist das tatsächlich Erreichte, daß unter günstigeren Verhältnisse auch ihre Bildung ohne Schwierigkeiten hätte weitergetrieben werden können. So gepflegt ihre Briefe auch sind, so korrekt sie auch schwierige religiöse Wahrheiten wiederzugeben vermag, so überschritt ihre Bildung doch kaum ein gewisses Maß von Schema und Konvention, was eben durch ihren äußeren Lebensrahmen bedingt war. Höhepunkte in ihrem Leben stellten bereits gelegentliche Autofahrten und insbesondere eine lebhaft geschilderte Pilgerreise nach Lourdes dar. Immerhin muß festgehalten werden, daß viele Normalsinnige in ihrem ganzen Leben nicht eine solche Ausbildung ihrer Persönlichkeit erreichen.

Bedenkt man, daß Taub-Blinde vor ihrer Erziehung für gewöhnlich als unerziehbare Idioten angesehen werden und somit ein durchaus unmenschliches Leben fristen, wird man erst richtig ermessen, welche Leistung es darstellt, eine Taub-Blinde bis zur Höhe einer das Leben selbst führenden Persönlichkeit mit voller Teilnahme an dem kulturellen Leben ihrer Umgebung zu bilden, wie es bei Marie Heurtin der Fall war. Verständlicherweise wird man sich meist damit begnügen, solchen Fehlsinnigen die allernötigste Bildung zuteil werden zu lassen, um wenigstens für das Alltagsleben „brauchbare“ Menschen aus ihnen zu machen. Es stellt schon einen besonderen Glücksfall dar, wenn sich einem so benachteiligten Menschen die Möglichkeiten eröffnen, die akademische Reife zu erlangen.

Der Vergleich des Bildungsweges von Marie Heurtin, welche von Geburt an taub und blind war, mit dem Bildungsgange anderer Taub-Blinder, welche erst in der frühen Kindheit ertaubten und erblindeten, wie auch mit solchen, von denen beide Mängel als erbliche nicht feststehen, zeigt jedenfalls keinen nennenswerten Unterschied, was uns dazu berechtigt, das allgemein Bedeutsame gleichmäßig aus allen uns zur Verfügung stehenden Fällen zu erheben.

Seit Abbé de L'Épée hat es jeder Erzieher als Wagnis erlebt, über Tasteindrücke die Brücke eines geistigen Bandes zu spannen. Denn er war sich bewußt, daß das, was er zu bieten vermochte, nichts als Tasteindrücke, also Sinnesempfindungen sind, deren besondere Ordnung freilich einen Sinn enthält, welcher seinem taub-blinden Gegenüber aber nicht direkt zu vermitteln ist. Gespannt mußte er auf den Augen-

blick warten, da sein Zögling stutzen würde, um dann zu bemerken, daß in der sobestimmten Anordnung der gebotenen Tastempfindungen eine „Absicht“ liegt, deren „Sinn“ er erraten soll. Von dem taubblinden Gegenüber wird also eine eigene innere Aktivität erwartet. Von dieser Aktivität des Taubblinden hängt es entscheidend ab, ob die Brücke der Verständigung hergestellt wird oder nicht. Voll banger Zweifel steht der die Erziehung Versuchende zunächst einer „masse inerte“ (Arnould 183) gegenüber, aus welcher der Blitz des Verständnisses aufzucken oder ausbleiben kann. In leider noch allzu vielen Fällen bleibt die Antwort aus. Werden die Bemühungen mit dem Urteil „Unerziehbar“ aufgegeben, dann enthält dieses Prädikat einen sehr beachtlichen Doppelsinn. Eine absolute Unerziehbarkeit würde vorliegen, wenn eine Bildungs-Anlage völlig fehlte. Liegt es aber nur an der Unzulänglichkeit der angestellten Bemühungen, so kann nur sehr bedingt von „Unerziehbarkeit“ gesprochen werden. Damit rechnen jedenfalls heute die Lehrer von Taub-Blinden.

Sehr bezeichnend ist es, wie Helen Keller das aufbrechende Erlebnis aus der Rückerinnerung schildert. Als ihre Lehrerin ihr über die eine Hand Wasser fließen ließ, buchstabierte diese ihr in die andere Hand die Zeichen des Fingeralphabets für water. „Während der kühle Strom über die eine meiner Hände sprudelte, buchstabierte sie mir in die andere das Wort water, zuerst langsam, dann schnell. Ich stand still, mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegung ihrer Finger verfolgend. Mit einem Male durchzuckte mich eine nebelhaft verschwommene Erinnerung an etwas Vergessenes, ein Blitz des zurückkehrenden Denkens, und einigermassen offen lag das Geheimnis der Sprache vor mir. Ich wußte jetzt, daß water jenes wundervolle kühle Etwas bedeutete, das über meine Hand hinströmte. Dieses lebendige Wort erweckte meine Seele zum Leben, spendete ihr Licht, Hoffnung, Freude, befreite sie von ihren Fesseln!“¹¹

Aus dem Bericht ergibt sich einmal, daß ihr Geist in etwa vorerweckt war. So ist es auch erklärlich, daß die Weckung zum Verständnis der sprachlichen Zeichen die Anknüpfung an die Gebärdensprache überspringen kann. Genau besehen freilich wird diese erste Stufe nicht übersprungen. Sie wird nur nicht als erste Erweckung geschildert. Tatsächlich besaß Helen Keller schon vorher eine Art Gebärdensprache, mit einer recht beachtlichen Fülle von verschiedenen Gebärden, womit sie ihre Wünsche der Umgebung deutlich machen konnte. Auch hatte sie längst bemerkt, daß die Menschen ihrer Umgebung sich durch eigenartige Bewegungen ihres Mundes miteinander verständigten. Das

¹¹ Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von F. Holländer. Deutsch von P. Seliger, Stuttgart 1904, 23.

Kind hatte der Mutter den Mund abgetastet, wenn diese sich mit anderen unterhielt. Dabei hatte es das unklare Gefühl, daß diese Bewegungen etwas bedeuten müßten. Ob der Unfähigkeit, diese Bedeutung zu verstehen, wurde das Kind heftig erregt.

An der geistigen Vorerweckung dürften sicher einmal die frühkindlichen Erinnerungen aus der Zeit vor der Erkrankung, vor allem aber die scheinbar ergebnislosen Bemühungen einer warmen Mutterliebe wesentlich mitgewirkt haben. Wir wissen, daß Helen Keller ein sehr frühreifes Kind war, das auch nach der Erkrankung keineswegs alle vorher gelernten Worte vergessen hatte, sondern sie noch zum Teil verstümmelt, wenn auch ohne Sinn, gebrauchte. Die Wildheit ihres Verhaltens, die Anne Sullivan anfänglich große Schwierigkeiten bereitete, erklärt sich neben den Auswirkungen einer zu großen Nachgiebigkeit der Eltern aus der Spannung des bereits geweckten Geistes, der nach Betätigung drängte, aber die Pforten, über die ihm das normalerweise gelingt, verschlossen fand. Eine vorentwickelte naturhafte Kraft des Geistes schlug an die verschlossenen Pforten und verlangte energisch Öffnung.

Ist bei Helen Keller und auch bei Laura Bridgman die Vorerweckung des Geistes zum Teil daher verständlich, daß beide ursprünglich normale Kinder waren und in den ersten Monaten ihres Lebens eine normale Mutterbeziehung besaßen, so sind die anderen Fälle zur Ergänzung unerläßlich, wo einmal von vornherein ererbte Taubheit und Blindheit vorlagen, wie es auch an einer warm menschlichen Pflege gebrach, da die Fehlsinnigen für idiotisch gehalten wurden. Sie erst bieten die stringente Entscheidung in der vom Sensualismus aufgeworfene Frage.

Leider weisen begreiflicherweise die Berichte über die Zeit vor den Erziehungsversuchen große Lücken auf. Gelegentlich wurden Kinder recht verwahrlost in die Anstalten eingewiesen. Doch hatten wohl alle, die sich als erziehbar erwiesen, bereits einen emotionalen Kontakt mit ihrer Umgebung gewonnen, weshalb sie auf die Trennung von der alten Umgebung mit Heimweh reagierten. Das allein freilich brauchte sie noch nicht über das Niveau des tierischen Seelenlebens zu erheben. Doch wird die Ungebärdigkeit vor der geistigen Erweckung nachträglich als innere Spannung, die bis zur Eröffnung eines ersten Zeichenverständnisses keine Lösung fand, gedeutet.

Ein erfahrener Taubblindenlehrer urteilt über die Fehlsinnigen vor dem Einsetzen von Erziehungsbestimmungen: „Wenn einem solchen Wesen nicht rechtzeitig von außen Hilfe wird, so ähnelt es bald einem Tiere, mehr noch als das, es wird, da ja doch auch in ihm eine ruhelose Seele wohnt, zur rasenden Bestie, die nicht ein noch aus weiß mit der Kraft, die in ihr ist . . . Herta Schulz schrie bei der Mutter bei den ge-

ringsten Anlässen so laut, daß sich die Nachbarn beschwerten . . . Ebenso gebärdete sich Langhild Kaata bei ihrer Aufnahme in Hamar „wie ein wildes Tier“ . . . Den größten nachteiligen Einfluß auf die geistige Tätigkeit übt . . . der Verlust des Gehörs aus. Gerade durch ihn wird das Kind zum isolierten Wesen, denn die Sprache der Mitmenschen ist der einzige Hebel, der sein Denken heben und fördern könnte. Die Taubheit ist die schwerste Niederlage des Geistes; sie ist die Ursache der Sprachlosigkeit. Zwar macht die Blindheit äußerlich elender, aber sie unterbindet nicht den sprachlichen Verkehr mit der Außenwelt“ (G. Riemann)¹².

Der Idealismus verkennt die Gebundenheit des Geistes an das organismische Leben, wenn er meint, der Geist vermöge sich selbsterhellend ganz aus sich heraus zu entfalten. Er bleibt in seiner Entfaltung an die Reifungszustände der leiblich-seelischen Organisation gebunden. Parallel mit dieser Reifung vollzieht sich im Laufe vor allem der ersten drei Lebensjahre die Sprachentwicklung in einer Reihe von aufeinanderfolgenden Stadien, welche die Sprachpsychologie, an deren Ausarbeitung William Stern¹³ hervorragend beteiligt ist, herausgestellt hat. Stern hat im einzelnen nachweisen können, daß auch in der Sprachbildung von der taubblinden Helen Keller die gleichen Stadien durchlaufen wurden, wenngleich in wesentlich schnellerem Tempo als beim normalen Kinde. Damit wird das Verpaßte aufgeholt und der Anschluß an die Normalreife wieder gewonnen. Doch scheint solches Nachholen nur innerhalb gewisser Grenzen möglich. Wird das Optimum eines Bildungsschrittes zu weit überschritten, dann scheint — wie eine Reihe von Fällen lehrt — etwas unwiederbringlich dahin zu sein, was sich nicht mehr völlig nachholen läßt. Taub-Blinde, deren Bildung zu spät versucht wird, zeigen eine beschränkte Lernfähigkeit. Sie ermüden schnell und vermögen sich nur langsam und mühevoll die Grundlagen einer gewissen Bildung anzueignen, was nicht einfach dem zu geringen Umfang ihrer Intelligenz-Begabung zugeschrieben werden darf, sondern seinen Grund wahrscheinlich in dem zu spät ansetzenden Versuch der Weckung einer latenten Potenz hat, welche zu ihrer Voll-Erweckung offensichtlich an ein organismisches Optimum gebunden ist. So geht ja auch beim normalen Menschen mit zunehmendem Alter die Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, nicht gerade verloren; doch läßt sich die an sich vorhandene latente Potenz immer schwerer aktualisieren.

Daß der einmal vorerweckte Geist von sich aus Wege zu einer Ver-

¹² G. Riemann, „Taubstumm und blind zugleich, Berlin 1916, 9.

¹³ Vgl. William Stern, Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr. 7. Aufl. v. G. Stern-Anders 1952. Dritter Abschnitt. Die Sprachentwicklung. 111—179. — Hier weitere Literaturangaben.

ständigung sucht und sich dabei eine eigene primitive Sprache zurechtzimmern kann, ist nach Jerusalem die „lehrreichste Tatsache in der Geschichte dieses Experimentes der Natur“¹⁴. Laura Bridgman, die ja der höheren Sinne erst beraubt wurde, als sie bereits einige Worte plappern konnte, bildete sich in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in der Blindenanstalt eine Reihe von Lauten (etwa sechzig) aus, die ursprünglich meist unbewußte Äußerungen bestimmter Affekte waren, mit der Zeit aber Personenbezeichnungen wurden. Die von ihr selbst geschaffenen Namen waren so beständig, daß die blinden Mädchen jeweils wußten, wer damit gemeint war. Lautlich hatten diese selbstgebildeten Namen zu den wirklichen ihr später durch das Fingeralphabet bekannten Namen gar keine Beziehung. William Stern nennt die Sprachschöpfung von Laura Bridgman eines der „wichtigsten Dokumente für die menschliche Fähigkeit, ganz aus sich heraus, ohne Zuhilfenahme der Nachahmung, sprachliche Ausdrücke zu prägen“. Er sagt weiter: „Ja die Bedingungen für die Feststellung dieser schöpferischen Fähigkeit können bei hörenden Kindern niemals in einer solchen, ich möchte sagen, experimentellen Reinheit vorhanden sein, wie beim taubstummen Kinde, weil hier die Möglichkeit der Lautnachahmung prinzipiell ausgeschlossen ist. Wenn ein hörendes Kind ein bis dahin von seiner Umgebung nicht gebrauchtes Wort schafft, so hat es wenigstens die einzelnen Elemente (Laute, Silben) des Wortes schon oft gehört; und wenn es das neue Wort dauernd seinem Sprachschatz als Bezeichnung für einen bestimmten Sinn einfügt, dann ist der Verdacht nicht ganz ausgeschlossen, daß es bei dieser Fixierung durch seine Umgebung unterstützt wurde, die sich den drolligen Ausdruck angeeignet hat. Alles dies fehlt beim taubstummen Kind. Bei Laura ging nicht nur die Produktion der Lautgebilde, sondern auch ihre Fixation zu einer dauernden Personenbezeichnung gänzlich unbeeinflusst vonstatten“¹⁵.

Mögen auch natürliche Affektäußerungen die gegebene Anknüpfung für die Ausbildung einer lautlichen Eigen-Sprache sein, so stellt doch die willkürlich festsetzende und Beziehung stiftende Eigentätigkeit des Geistes die eigentliche Entstehungsursache für das Bezeichnungssystem dar. Auch die Gebärdensprache knüpft zwar an gewohnheitsmäßig mit dem Ding verbundene Bewegungen an, doch ist sie selbst mehr als eine Gewohnheits-Assoziation. Sie ist eine bewußte Sinnstiftung zum Zwecke der Verständigung. Sie gründet in einer Einsicht, die immer wieder mit dem Aufgehen eines „Lichtes“ verglichen wird; von vornherein schließt sie eine gewisse Allgemeinheit in sich. Von dem Augen-

¹⁴ W. Jerusalem, Laura Bridgman, Wien 1891, 47.

¹⁵ W. Stern, Helen Keller, 60 f.

blick an, da die taubblinde Marthe Obrecht als achtjähriges Kind begriffen hatte, daß man Gegenstände durch Gebärden bezeichnen kann, besaß sie „den Schlüssel des ganzen Systems“; „es genügte, ihr ein einziges Mal das Zeichen jedes Dinges vorzumachen“ (Arnould 184). Mit Recht wird betont, daß damit bereits das Kind — vorher eine „masse inerte“ — im Besitz einer rein intellektuellen allgemeinen Einsicht ist. Mag es sich auch noch um materielle Dinge handeln, die bezeichnet werden, mögen auch die Gebärden sinnliche Handlungen darstellen, so ist doch „der Schlüssel des Systems“, die Einsicht in den allgemeinen Bezeichnungszusammenhang, etwas durchaus Nicht-Materielles.

Mit besonderer Betonung weist Arnould auf die Wichtigkeit hin, diese erste Manifestation des Geistes in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen und festzuhalten. „Die allgemeine Idee eines Bezuges“ — sagt er, den Bericht der Erzieherin kommentierend — „offenbart bereits notwendig eine ihr entsprechende Ursache, die aktiv-schöpferisch, eigenständig, unabhängig und unterschieden von der Materie ist“ (Arnould 185).

Als das gleiche Kind die Fingersprache als zweites System erlernte, war „dieses neue System“, wie es im Bericht der Erzieherin heißt, „eine neue Offenbarung, dem jungen Geist wie ein Sonnenstrahl für aufbrechende Blumen nach einer langen kalten Nacht. Das Mädchen wollte nun selbst von allen Gegenständen, deren Gebärdenzeichen es kannte, auch den Namen wissen, vor allem der Personen im Hause, die sie durch Betasten bereits kannte“ (Arnould 190). Grund für dieses Bestreben ist wieder eine allgemeine Einsicht, welche die Aequivalenz der beiden Zeichensysteme begriffen hat, so daß für jedes mit einer Gebärde bezeichnete Ding auch die Kenntnis seines Namens gefordert wird.

Erlebt wird das Aufblitzen der Einsichts-Lichter als Erfüllung eines unklaren, sich selbst zunächst nicht verstehenden Dranges, was eine eigentümliche „Beglückung“ mit sich führt. „Glück“ im eigentlich menschlichen Sinne hängt unlöslich mit dem „Glücken“ solcher Erfüllungen zusammen. Mit dem vorerweckten Drang ist die Tiefe eröffnet, in der die erstrebte Erweckung stehen soll, so daß nach eingetretener Erfüllung zugleich mit erkannt wird: „Das ist es, was ich im Grunde längst erstrebt habe!“ Damit durchdringt den seiner selbst mächtig gewordenen Geist das Hochgefühl eines reinen „Glückes“, das etwas qualitativ völlig anderes ist als bloß sinnliche Lust. Niemals kann das Antlitz und das ganze Wesen eines Tieres solches Glück „ausstrahlen“, wie der Taub-Blinde, dem es „geglückt“ ist, dem Gefängnis seiner Einsamkeit zu entinnen. Naiv und doch treffend schreibt Marthe Obrecht in einem Briefchen: „Als ich hierher kam, war ich allein, dachte nichts,

verstand nichts . . . Jetzt bin ich glücklich, alles zu verstehen“ (Arnould 192f.).

Darum folgt den geglückten Einsichten die emotionelle Ergreifung der Wahrheiten auf dem Fuße. Zu oft wird der Unterschied von Tier und Mensch nur im Intellektuellen gesucht und dabei übersehen, daß der Intellekt eine Tür aufstößt für eine gesamtheitliche Persönlichkeitsentwicklung eigener Art. Eben der emotionale Widerhall prägt die erfaßten Erkenntnisse zu persönlichkeitsbestimmenden Mächten dem Gedächtnis ein.

Bei der Erziehung von Helen Keller hatte Anne Sullivan den durchaus richtigen Grundsatz, ihre Schülerin einfach als normalen Menschen zu betrachten, als freies und selbsttätiges Wesen, dessen spontane Antriebe ihr zuverlässigster Führer werden sollte. Ohne die Erziehung in den Rahmen fester Unterrichtsstunden mit vorgesehenem Pensum zu pressen, war sie stets bereit, auf alle Fragen des Kindes einzugehen. Sie sagt: „Ich habe stets zu Helen genau so gesprochen, wie zu einem sehenden und hörenden Kinde und habe darauf gedrungen, daß die anderen es ebenso machten. Wenn mich jemand fragt, ob sie dies oder jenes verstehen werde, antworte ich stets: Es kommt gar nicht darauf an, ob sie jedes einzelne Wort eines Satzes versteht oder nicht. Sie wird die Bedeutung der ihr unbekanntem Wörter aus deren Verbindung mit anderen erraten, die ihr schon bekannt sind“¹⁶. Bewußt und richtig knüpft also die Lehrerin an die aktiven Interesserrichtungen des Kindes an, ohne ihm etwas aufzwingen zu wollen, wofür das Interesse noch nicht geweckt ist. In der natürlichen Mannigfaltigkeit des unsystematischen Alltagslebens wurde dem Kind das sich eben bietende Sprachmaterial angetragen und es dem Kind überlassen, die Auswahl zu treffen. Das entscheidende Gewicht ist also auf die spontane Mitarbeit des sprechen lernenden Kindes gelegt. Wie W. Stern sagt, „hat ein sich entwickelnder Intellekt eine feine, völlig ungewollte und unbewußte, aber darum nicht minder zielstrebige Treffsicherheit darin, aus den ihm zukommenden Darbietungen sich jeweilig das herauszuwählen, was seiner momentanen Entwicklungsphase entspricht und angemessen ist“¹⁷.

Gleichmäßig betonen alle Erzieher taubblinder Kinder, daß an sie von Laien immer wieder die eine Frage gestellt wird: Wie ist es möglich, daß solche Kinder in den Besitz von abstrakten Begriffen gelangen? Kein Punkt in der Bildungsgeschichte Taub-Blinder erregt größeres Erstaunen als das „Wunder“ der Bildung abstrakter Begriffe. Doch ist dieses „Wunder“ im Grunde nicht größer als die Bildung abstrakter

¹⁶ H. Keller, Geschichte meines Lebens, 286.

¹⁷ W. Stern, Helen Keller, 53.

Begriffe bei Normalsinnigen. Beide Male wird aktiv über das von den Sinnen Gebotene hinausgegriffen und damit grundsätzlich der Rahmen des Sinnlich-Konkreten gesprengt. Es besteht kein absoluter Gegensatz zwischen konkreten und abstrakten Begriffen, wie der psychologische Laie gewöhnlich meint. Schon das erste Verständnis für das Benennen sinnlicher Einzeldinge durch die Zeichen der Gebärdensprache schließt, wie bereits gesagt, eine charakteristische Allgemeinheit in sich, insofern schon, als einmal die besondere Benennung als Einzelfall eines grundsätzlich allgemeinen Prinzipes erkannt wird, wie schon der Sinn etwa der Schneidbewegung, welche Messer bedeutet, nicht nur für dieses besondere Messer, sondern für alle möglichen Messer geltend erfaßt wird. Es besteht mithin also nur ein gradueller Unterschied zwischen „konkreten“ und „allgemeinen“ Begriffen.

Die Basis freilich, von der aus Begriffe überhaupt erst gebildet werden können, sind Sinnesempfindungen und Sinnesvorstellungen. Sind sie als unerläßliche Vorbedingung anzusprechen, so heißt das nicht, sie selbst würden durch graduelle Steigerung zu geistigen Begriffen. Eine solche Auffassung verkennt völlig die Spontaneität geistiger Einsicht, die ein Übergreifen des Sinnlichen sui generis ist.

Als sich die erziehende Schwester bemühte, Marie Heurtin den abstrakten Begriff „Zukunft“ klar zu machen, kam diese ihrer Lehrerin durch Erfindung einer sehr bezeichnenden Ausdruckshandlung zuvor. Das Kind erhob sich plötzlich, streckte die Arme vor, um rasch voranzugehen. Damit fand sie — wie Arnould sagt — den ewig gültigen Vergleich, der von Bossuet, Dichtern und Rednern immer wieder angewandt wird (Arnould 119 f.).

Wie Helen Keller zum Erfassen des ersten eigentlich abstrakten Begriffes, und zwar des Begriffes von selbsttätigem Denken kam, erzählt sie wie folgt: „Ich reihte Perlen von verschiedener Größe in regelmäßigen Gruppen auf, zwei große, drei kleine usw. Ich hatte mehrmals Fehler gemacht, und Fräulein Sullivan hatte mich mit liebevoller Geduld immer und immer wieder darauf hingewiesen. Endlich bemerkte ich einen ganz offenbaren Irrtum in der Aufeinanderfolge und einen Augenblick konzentrierte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf mein Vorhaben und versuchte nachzudenken, wie ich die Perlenkette aneinander reihen soll. Fräulein Sullivan berührte meine Stirn und buchstabierte mit großem Nachdruck: Think (Denken)! Im Nu erkannte ich, daß das Wort die Bezeichnung für den Vorgang war, der sich in meinem Kopfe abspielte. Dies war meine erste bewußte Vorstellung eines abstrakten Begriffes.“¹⁸

Die geistige Eroberung der Welt geht bei Taubblinden in grundsätz-

¹⁸ Geschichte meines Lebens, 30.

lich gleicher Weise vor sich wie bei Vollsinnigen. Als Helen Keller am ersten Beispiel begriffen hatte, daß man Dinge mit Namen benennen könne, deutete sie auf die einzelnen Dinge ihrer Umgebung hin und gab zu erkennen, daß sie deren Namen zu wissen wünsche. Damit setzte der Fragesturm ein, den jedes Kind befällt, dem zum erstenmal aufgegangen ist, daß man Dinge mit festen Namen ein für allemal verbinden kann. Bei Helen Keller freilich erfolgte das Aufbrechen des Frage-Triebes mit besonderer Kraft, weil die schon entwickelte Frage-Kraft hinter der Sperrmauer der verschlossenen Sinnespforten zum Anspringen bereit lag. Beziehen sich die Fragen des ersten Fragealters auf das Was und Wo der Dinge, so greifen die Fragen des zweiten Fragealters tiefer. Sie fragen nach dem Wie und Warum der Dinge. Als Helen zehn Jahre alt war, begann sie ihre Umgebung mit fortwährenden Fragen nach den letzten und höchsten Dingen zu bestürmen, woran die religiöse Belehrung ganz natürlich anknüpfen konnte.

Die Erzieherin von Marthe Obrecht berichtet, wie sie ihrem zehnjährigen taubblinden Zögling den Sinn für den Gottesbegriff erschloß. Dies geschah, bevor das Kind lesen und schreiben gelernt hatte und die Gebärdensprache sein einziges Verständigungsmittel bildete. Vom Sichtbar-Bekanntem schritt die Belehrung zum Unsichtbaren fort. Um Marthe die erste Vorstellung von einem höchsten Wesen zu vermitteln, wurde sie angeleitet, die Rangordnung der Gewalten in der Anstalt zu beachten. Sie besaß bereits einen Begriff der sozialen Rangordnung, wußte, daß die Erzieherinnen den Zöglingen vorgesetzt sind, die Oberin den Schwestern, der Priester den Gläubigen, der Bischof den Priestern und so fort. Auf den Stufen einer solchen Hierarchie aufsteigend, vermochte das Kind sehr wohl den Begriff eines absoluten und höchsten Herrn und Gebieters zu fassen.

Daß es sich um ein echtes Verstehen der grundlegenden religiösen Wahrheit handelte, ergibt sich aus dem emotionalen Widerhall, den diese Einsicht hatte. Wie der Bericht der Erzieherin betont, ist der Eindruck nicht zu beschreiben, welchen die Kenntnis eines ersten Verständnisses der höheren Seinsordnung auf das Kind ausübte. Der Gedanke an die Unermeßlichkeit Gottes ergriff die junge Seele mit Überwältigung. Tief bewegt war Marthe von dem Gedanken, daß der allgebietende Gott alles, selbst die geheimsten Gedanken des Menschen sieht. Er wirkte sich erzieherlich stark aus.

Gegenüber der Beachtung der Weckung des Intellektes Fehlsinniger tritt für gewöhnlich die andere Seite der geistigen Persönlichkeit, die nach Entfaltung drängt, ungebührlich zurück. Stellt Helens bedeutende geistige Begabung die Voraussetzung dar, welche ihre erstaunliche Entwicklung ermöglichte, so kam die Antriebskraft für diese Entwicklung von einer ebenso erstaunlichen Energie her. Vielleicht hätte diese

Energie bei normaler Sinnesausstattung nicht eine solche Antriebskraft entfaltet. Aber gerade der Gedanke, in ihrer Naturausstattung den anderen wesentlich unterlegen zu sein, erzeugte in ihr den Trotz, das Schicksal, das sie überwältigen wollte, selber zu meistern, den rastlosen Ehrgeiz, die Unterlegenheit, in welche sie ihr Gebrechen gestürzt hatte, wettzumachen und es den anderen, die es so viel besser hatten, gleichzutun; schließlich zeugte der überstarke Geltungsdrang die Ausdauer, die über alle Hemmnisse triumphierte. Ihr Leben war von einem starken Optimismus getragen, der sie befähigte, die tragischen Widerstände, Zwiespälte und Zerwürfnisse durch Humor zu überwinden, der im Grunde innerer Mut ist. „Wenn man überlegt“, sagt W. Stern, „wie all das, was dem normalen Menschen spielend leicht wird, für sie mit unsäglich Schwierigkeiten verbunden war, unter welchen Hemmungen nur sie Lesen, Schreiben, Lautsprache, Radeln, Reiten sich aneignen konnte, dem Schulunterricht folgte und ihre häuslichen Arbeiten erledigte, den Kampf mit der sie so wenig ansprechenden Mathematik bestand, die Prüfungen absolvierte, ihr Werk schrieb, so tritt gegenüber der sich hierin bekundenden Willensstärke jeder andere Zug ihres Wesens als sekundär zurück.“¹⁹

Diese „Energie“ als naturhafte Stoßkraft zielt letztlich auf die Auszeugung einer selbstmächtigen Persönlichkeit hin, die sich und die Umwelt „versteht“ und durch dieses Verstehen in die Lage versetzt ist, das eigene Leben selbst zu führen. Mithin muß auch diese Energie als geistige Potenz neben der intellektuellen Begabung vorgegeben sein.

So sehr auf der einen Seite an der Spontaneität des Denkens, das über alle Sinnesvorstellungen hinausgreift, festgehalten werden muß, so stark der Wille zur geistigen Auszeugung der Persönlichkeit tätig ist, so darf doch diese Eigentätigkeit nicht ohne weiteres mit genialem Schöpfertum gleichgesetzt werden. So begabt Helen Keller war, so lebhaft sich ihr Geist für alles interessierte, so schnell sie Urteile und Wertmaßstäbe über Dinge und Verhältnisse bildete, so sehr ist auf der anderen Seite zu betonen, daß ihre Begabung keineswegs den Rahmen alles Normalen absolut überschreitet. Wie F. Holländer im Vorwort zu Helens Selbstbiographie (S. XII) bemerkt, sind ihre Urteile über Kunst, Literatur und Wissenschaft wohl Urteile eines Menschen von außergewöhnlichem Intellekt und außergewöhnlicher Kultur; doch niemals verblüffen sie durch besondere Eigenart. Wohl spricht aus ihren Büchern ein gebildeter Mensch, der aus allen Quellen des Wissens und der Kunst geschöpft hat. Doch ist sie kein originell genialer Geist, der neue Wahrheiten findet oder neue Werte prägt. Das charakteristische Kennzeichen ihres Intellektes ist mithin, wie auch Stern sagt,

¹⁹ W. Stern, Helen Keller, 18.

nicht Produktivität, sondern Rezeptivität, mag diese auch an Ausmaß und Tiefe den Durchschnitt weit hinter sich lassen. Ihre geistigen Interessen richteten sich in erster Linie auf die großen Werke der Weltliteratur, wobei sie sich lebhaft in die Gestalten der Dichtung einfühlen konnte. Wie sehr sie sich dabei Fremdes aneignete und nachträglich glaubte, es als ursprünglich Eigenes zu besitzen, erweist die fatale Geschichte ihres ersten dichterischen Versuches, der, wie sich nachher herausstellte, nichts anderes als die erstaunlich genaue Wiedergabe einer einmal gehörten Geschichte war.

Nach dieser Darstellung der Bildungsgeschichte Taubblinder ist es an der Zeit, die anfangs mit der sensualistischen These gestellte Frage von neuem aufzugreifen, um nun auf Grund der Ergebnisse der Naturexperimente die Antwort darauf zu erteilen. Der Sensualismus behauptet: Die geistigen Ideen und Begriffe des Menschen sowie seine gesamte Eigenbildung sind im Grunde nichts anderes als die Fortbildung von Sinnesvorstellungen, wie sie in gleicher Weise auch das Tier besitzt, weshalb im Menschen kein eigenes geistiges Prinzip anzunehmen ist. Hier gilt es noch einmal, das Tier mit seinem psychischen Leben der geistigen Erweckung fehlsinniger Menschen gegenüberzustellen.

Kaum war Helen Keller im Besitz des Schlüssels zur geistigen Welt, als sie den sehr bezeichnenden Versuch unternahm, einem Hunde, dem Spielkameraden ihrer Jugend, ihre Zeichensprache beizubringen, um sich mit diesem zu verständigen²⁰. Aber zu ihrem Ärger blieb dieser Hund stumpfsinnig und unaufmerksam und gab niemals ein Zeichen des Verstehens. Was das Kind in seiner Naivität vergeblich versuchte, hat die ernste Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten versucht. Verblendet von evolutionistischen Vorurteilen hörte man zu Beginn des Jahrhunderts gern sensationelle Mitteilungen von sprechenden und dichtenden Tieren; heute gehören diese Geschichten zu den schamhaft verschwiegenen Kuriosa in der Geschichte menschlicher Irrtümer. Sie haben sich alle als Selbsttäuschung von Menschen erwiesen, die ihr eigenes Seelenleben in das tierische hineinprojiziert hatten. Im Tiere wühlt nicht die drängende Unruhe, die in der Seele eines geistig unbefriedigten Kindes herrschen kann. Das Tier lebt wie in einem tiefen Traum befangen dahin, ohne nach einem geistigen Erwachen zu streben. Ihm geht die Fähigkeit ab zu fragen, wie es der Mensch tut, der aus der „Nacht“ des Geistes zum „Licht“ des Verstehens kommen will. „Nacht“ — als privative Bezeichnung trifft nur für den suchenden Menschen zu, nicht aber für das Tier, dem nichts fehlt, noch abgeht. Auch dann, wenn ein Mensch versucht, aus einem Tier erste

²⁰ H. Keller, Die Geschichte meines Lebens, 13.

Einsichten herauszulocken, stößt er auf keine sich ihm entgegenreckende voraktualisierte geistige Sehnsucht. Bezeichnenderweise äußerte W. Köhler nach seinen langen Bemühungen um die „Schimpansenintelligenz“ seufzend: „Man ist immer wieder erstaunt und oft genug geärgert, wenn man sieht, wie auch an einem klugen und sonst zugänglichen Tier dieser Art jeder Versuch einer Umbildung von seinen biologischen Eigenschaften fort ganz wirkungslos abgeleitet.“²¹

Wiederholt hat man vollsinnigen Affenjungens die gleiche Erziehung wie menschlichen Kindern angedeihen lassen und sich alle Mühe gegeben, ihnen die ersten Elemente der menschlichen Sprache beizubringen. Doch glitten bezeichnenderweise alle diese Versuche ergebnislos an den Tieren ab. Es gelang nicht einmal, Assoziationen von Lauten mit Dingen zu stiften, was noch keine sinnvolle Sprache gewesen wäre, sondern nur ein sinnloses Plappern, wie wir es bei Papageien finden. In seiner „Schimpansen-Psychologie“ sagt Tembrock: „Ein Versuch, bestimmte Gegenstände durch Namen, die ihnen der Versuchsleiter gab, vom Schimpansen unterscheiden zu lassen, gelang nicht. Die akustische Assoziation mit dem Objekt war also nicht möglich.“²²

Die negativen Ergebnisversuche an Tieren können wir nicht anders deuten, als daß hier eben kein „Geist“ vorhanden ist, der im geheimen auf eine erste Sinnfindung wartet. Begreifendes Erfassen ist selbstschöpferisches Tun, das niemals von außen her beigebracht werden kann. Im Sinne eines falschverstandenen Entwicklungsgedankens hat man oft gemeint, eine rein passive Aneignung von Worten aus der Umgebung her führe langsam zur menschlichen Sprache; für lange Zeit sei das Kind nur ein Papagei, der Unverstandenes nachplappere, bis sich ihm die Dinge langsam ordnen und aus dem Nachplappern menschliches Sprechen werde. Niemals kann aus bloßem Nachplappern menschliche Sprache entstehen. Dazwischen steht ein Sprung auf eine qualitativ neue Ebene, der in aktivem Begreifen und Sinnstiften zwischen dem bezeichneten Ding und dem bezeichnenden Symbol steht. Wo ein Organ für aktiv schöpferisches Begreifen fehlt, kann es niemals zu sinngeregelter Sprache kommen.

Nur nebenbei sei hier darauf hingewiesen, daß sich die menschliche Entwicklung in ihrem weit über das Tierische hinausgezogenen Ausmaß von Kindheit und Jugend auf eine geistige Selbstergreifung ausgerichtet erweist, die dem Tiere abgeht.

Die These des Sensualismus fordert eine strenge Parallelität zwischen dem Ausmaß der Sinnesdaten und der „geistigen Bildung“. Eben deshalb wird ja behauptet, daß bei Ausfall der beiden höheren Sinne,

²¹ W. Köhler, Intelligenzprüfungen an Anthropoiden I, 1917, 54.

²² G. Tembrock, Grundzüge der Schimpansen-Psychologie, 1949, 76.

welche nach Schätzung namhafter Psychologen sieben Achtel der Sinnesdaten liefern, der Mensch im Zustand des Idiotismus verbleiben müsse. Diese Konsequenz ist dem Sensualismus nicht abzustreiten. Die Erfahrungen indes lehren das genaue Gegenteil. Auf der einen Seite vermag ein vollsinniges Tier trotz liebevoller Erziehungsbemühungen geistig nicht zu einer ersten wirklichen Erkenntnis geweckt zu werden. Auf der anderen Seite stehen Menschen, denen von vornherein alle möglichen Sinnesdaten der beiden höheren Sinne fehlen und welche trotzdem über die Brücke der Sinnesdaten ihrer Restsinne nicht nur geistig geweckt werden können, sondern zu Persönlichkeiten gebildet werden, welche das Vollmaß menschlicher Entwicklung erreichen. Der entscheidende Fehler des Sensualismus besteht in der Verwechslung von Bedingung und Ursprung. Wohl ist die Sinnestätigkeit Bedingung und Voraussetzung für die Betätigung des Geistes; doch niemals vermag der Geist aus der bloßen Mehrung der Sinnestätigkeit selbst herauszuspringen.

Daß die Bindung des Geistes an die Sinne und die leibliche Organisation nur eine relative ist, daß beides mithin nur Bedingung, nicht aber Ursache für die geistige Tätigkeit sein kann, ergibt sich aus folgenden Einzelargumenten. Zunächst könnte man im Sinne der sensualistischen These meinen, daß bei den Fehlsinnigen in Kompensation zu den ausfallenden Sinnen Gesicht und Gehör der Tastsinn als solcher zu einer Feinheit überkompensiert werde, die weit über das Normalmaß hinaus liege. Ältere Forscher behaupteten bisweilen, es gäbe Blinde mit einem so feinen „Gefühl“, daß sie bei bloßer Betastung von Dingen durch die ertasteten Qualitäten Farben auseinanderhalten, ja sogar Gegenstände bereits aus Distanz erspüren könnten. Indes hat die sorgfältige sinnesphysiologische Erforschung der Blinden und Fehlsinnigen ergeben, daß im allgemeinen keine größere Tastempfindlichkeit vorliegt. Im Gegenteil wird der Lesefinger von Blinden meist abgestumpft. Durch das beständige Reiben auf den erhöhten Typen wird die Fingerspitze hart, die intensive Druckschwelle am Finger selbst erhöht. Was bei Fehlsinnigen weiter ausgebaut und verfeinert wird, ist bezeichnenderweise nicht das sinnliche Organ mit seinen Sinnesleistungen selbst. Vielmehr wird Ersatz geleistet durch gesteigertes Aufmerken und ein bis zur Virtuosität gesteigertes Interpretieren der restlichen Sinnesempfindungen, was in etwa daraus verständlich wird, daß sich bei Fehlsinnigen die gesamte Intensität des geistigen Aufmerkens, die sonst in ihrer Hauptsache für die Gesichts- und Gehörsempfindungen verbraucht wird, den Empfindungen der Restsinne zuwendet.

Relativ gleichgültig ist die Art des Sinnesmateriales, das für die Sprachzeichen gewählt wird. Selbst wenn von Fehlsinnigen am Schluß

noch ein Stück der Lautsprache erlernt wird, so geschieht dies doch nur zusätzlich, nachdem längst andere Sprachsysteme erlernt sind. Rein sinnlich besehen unterscheidet sich die normale Lautsprache völlig von der Gebärdensprache, diese wiederum von der Fingersprache und diese schließlich von der Punktssprache des Braille-Systems. Der gleiche Gedanke wird in den einzelnen Zeichensystemen — einzelne Fehlsinnige haben bis zu sieben solcher Zeichensysteme erlernt — auf sinnlich völlig verschiedene Weise ausgedrückt, ohne daß er dabei inhaltlich im geringsten variierte. Ist einem Fehlsinnigen das Prinzip eines neuen Zeichensystemes aufgegangen, so weiß er damit auch von vornherein um die Aequivalenz des neuen Systems zu den bisher gekannten alten Systemen. Darum macht es ihm auch keine Mühe, Gedanken von einem zum anderen System zu transponieren.

Die Bindung der geistigen Leistung an das organismische Instrument erweist sich eben wegen der Auswechselbarkeit und Ersetzbarkeit als relativ, nicht als absolut. Ein sensualistisch denkender Blinder, der sich anschickte zu philosophieren, würde nach einer Bemerkung von Diderot den Sitz des Geistes in den Fingerspitzen suchen. Unsere heutige Gehirn-Physiologie lehrt uns, daß unser normales Lautsprechen ein zerebrales „Sprachzentrum“ im linken Schläfenlappen (Brocasche Windung) hat. Hier knüpfen sich nach allgemeiner Annahme die zum Sprechen notwendigen Verbindungen zwischen den akustischen Wortbildern und den motorischen Innervationen der Sprachorgane. Dabei wird angenommen, daß bei jedem Menschen jene Gehirnpartie das „angeborene“ Sprachzentrum ist, das heißt jene Stelle, welche die ererbte Prädisposition mitbringt, den sprachlichen Funktionen zu dienen.

In den „Sprachen“, welche Taub-Blinde erlernen, fällt zunächst das lautliche Moment völlig weg. Dafür treten fast ganz Handbewegungen ein. Wir wissen nun, daß die Bewegungen der Finger, Hände und Gliedmaßen in ganz anderen Hirnteilen ihr „Zentrum“ haben. Auch hier haben wir also ein ausgesprochenes Vikariieren, das heißt Eintreten anderer organismischer Partien als im normalen Fall. Dennoch wird mit dem fremdartigen Material grundsätzlich Gleiches geleistet. Die Sprachentwicklung Taub-Blinder „muß an gänzlich andere zerebrale Partien geknüpft gewesen sein; die Verbindungsstelle zwischen den vom Akusticus herkommenden sensorischen und den zu den Mundorganen hingehenden motorischen Bahnen, die bei uns alles zu leisten hat, lag dort völlig brach, und an ihre Statt trat ein System von Verbindungen zwischen Tasterregungen des Handinnern einerseits und Fingerbewegungen andererseits, ein System, für das gar keine vererbte Prädisposition vorhanden gewesen sein konnte, das erst im individuellen Leben ganz neu ausgebildet werden mußte — und das dennoch

psychisch all das leisten lernte, was wir sonst als alleinige Leistung des Brocaschen Zentrums kennen. Es muß hier also ein Vikariat einer Gehirnpartie für eine andere eingetreten sein, wie man es in gleichem Umfange bisher wohl noch nie hat konstatieren können“²³.

Das Faktum der geistigen Erweckung Taub-Blinder über die äußerst schmale Basis des Tastsinnes angesichts der Unerweckbarkeit von Affenkindern, wie des Schimpansenkindes Gua, mit dem sich das Ehepaar Kellog beschäftigte, trotz Ausstattung mit gesunden Sinnesorganen, trotz Aufnahme in eine menschliche Kinderstube, trotz affektiver Bindungen an ein menschliches Kind wie an die menschlichen Pflegeeltern, bleibt dem Sensualismus ein „Wunder“. Ein solches liegt freilich nur solange vor, „als man auf dem sensualistischen Standpunkt steht, in allem seelischen Leben lediglich ein Aggregat bestimmter sinnlicher Eindrücke, ihrer Verschmelzungen und ihrer Nachwirkungen zu sehen“²⁴. Der nicht zu verkennende Unterschied wird nur verständlich, wenn wir einen vergessenen, mißverstandenen und lange bekämpften Begriff wieder aufnehmen. Es ist der Begriff der besonderen Potenzen oder Vermögen. Affe und Mensch gleichen sich weithin in der Ausstattung mit Sinnesorganen. Wenn Affe und Mensch dennoch völlig verschiedene Wege seelischer Entwicklung einschlagen, dann nur deshalb, weil beim Menschen neue, qualitativ andere Potenzen geweckt werden, die der Affe in seiner Naturlausstattung nicht besitzt. Für die Erklärung der Tatsachen versagen sowohl die sensualistische wie die aktualistische Erklärung des Geistes. Der Sensualismus glaubte im Geist eine direkte Fortführung der Sinnestätigkeit sehen zu sollen, weshalb er behauptete, daß mit der Mehrung sinnlicher Vorstellungsbilder in gleichem Maße der geistige Gehalt wachse. Dieser von ihm konsequent behauptete Parallelismus besteht, wie wir gesehen haben, in keiner Weise. Wenn wir nun einen eigenständigen Geist im Menschen annehmen, so ist dies doch kein Geist im idealistischen Sinne, der völlig selbstherrlich ohne weiteres alles aus sich zu schöpfen vermöchte. Er ist in seiner Weckung und Betätigung an Sinnesempfindungen gebunden. Insofern gilt das bekannte Wort von Locke: „Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu“, doch mit dem Zusatz von Leibniz: „nisi intellectus ipse“. Diese Konsequenz zieht ausdrücklich auch der Psychologe William Stern. Alle geistige Entwicklung bedarf nach ihm stets des Zusammenwirkens zweier Faktoren, der inneren Anlage und der äußeren Einwirkung. Wie im besonderen die Vermögen abzugrenzen sind, steht hier noch nicht zur Frage; doch ist aus den erörterten Ergebnissen unseres Naturversuches die eine Folgerung nicht abzustreiten, daß der Mensch von vornherein eine geistige Potenz

²³ W. Stern, Helen Keller, 16. ²⁴ Ebd. 13.

besitzt; eine Potenz übrigens nicht nur intellektueller, sondern auch willentlicher Art, die, einmal geweckt, eine starke Spannung zur Selbstauszeugung in sich enthält.

Mit der Feststellung einer geistigen Anlage, die vor aller Aktualisierung latent vorhanden sein muß, wird zugleich die aktualistische Geistauffassung widerlegt, wie sie etwa M. Scheler²⁵ vertrat. Nach Scheler gibt es Geist nur in Akten. Nur dort, wo geistiges Erfassen raum- und zeitlos aufblitzt oder Ich und Du sich liebend begegnen, wird Geist anerkannt. Gewiß wird in solchen Akten Geist betätigt; doch kann dies nur geschehen von Wesen, die die Fähigkeit dazu in sich tragen. Der Aktualismus bedeutet eine Verkennung der metaphysischen Tiefenschicht. Er beschränkt seine Blicknahme auf den Bereich der Phänomene oder Erscheinungen und lehnt es grundsätzlich ab, nach dem Wesensgrund der Erscheinung zu fragen. Nur deshalb vermag der Mensch Geist zu äußern, weil ihm von seiner Natur von vornherein die Fähigkeit dazu gegeben ist.

Inspiration und Kanonizität der Heiligen Schrift in ihrem Verhältnis zur Kirche

Von Bernhard Brinkmann S. J.

In der Definition des Vatikanischen Konzils und den nachfolgenden authentischen Lehräußerungen von Leo XIII. (*Providentissimus Deus*), Benedikt XV. (*Spiritus Paraclitus*) und Pius XII. (*Divino afflante Spiritu*) hat die Kirche ihre Auffassung von dem Wesen, der Ausdehnung und der Auswirkung der Inspiration der Heiligen Schrift eindeutig dargelegt. Dagegen ist die Frage, wie Inspiration und Kanonizität sich zur Kirche verhalten, teilweise noch Gegenstand freier theologischer Erörterungen. Es handelt sich hier vor allem um die zwei Teilfragen: 1. Woran erkennt die Kirche, daß es sich bei den Büchern des AT und NT mit allen ihren Teilen um inspirierte Schriften handelt, und: 2. Wie kommt sie dazu, gerade diese Bücher in den Kanon der Heiligen Schrift aufzunehmen, wenn es vielleicht auch noch andere inspirierte Schriften gibt?

²⁵ Max Scheler, *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, München 1947, 59: „Das geistige Aktzentrum, die Person des Menschen, ist keine Substanz, sondern eine monarchische Anordnung von Akten.“ — Zum Aktualismus von Scheler vgl.: Nic. Hartmann, *Das Problem des geistigen Seins*, 2. Aufl., Berlin 1949, 56 ff.